









Mauern einreißen!



Anke Domscheit-Berg

# Mauern einreißen!

Weil ich glaube,  
dass wir die Welt verändern können

HEYNE <

Der Verlag hat sich bemüht, alle Rechteinhaber ausfindig zu machen, verlagsüblich zu nennen und gegebenenfalls auch zu honorieren. Sollte dies im Einzelfall bedauerlicherweise einmal nicht möglich gewesen sein, wird der Verlag begründete Ansprüche selbstverständlich branchenüblich berücksichtigen.

Aus Gründen der Einheitlichkeit wurde auch bei älteren Briefen und Tagebucheinträgen die neue Rechtschreibung gewählt.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete  
FSC®-zertifizierte Papier EOS  
liefert Salzer Papier, St. Pölten, Austria.

Copyright © 2014 by Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
www.heyne.de

Redaktion: Andrea Kunstmann  
Umschlaggestaltung: Eisele Grafik-Design, München,  
unter Verwendung eines Fotos von Kay Blaschke  
Fotos in den Tweets auf den Seiten 190–192 mit freundlicher Genehmigung  
von Hans-Christian Plambeck  
Satz: Vornehm Mediengestaltung GmbH, München  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2014  
ISBN 978-3-453-20042-5

Gewidmet all jenen, die den Willen und den Mut haben, auf irgendeine Weise und an irgendeiner Stelle die Welt jetzt oder in der Zukunft etwas besser zu machen. Mögen sie erfolgreich sein, Unterstützung und Anerkennung finden und immer zahlreicher werden!



Die Möglichkeiten der eigenen Freiheit  
werden natürlich vom Willen der anderen  
eingeschränkt, doch erscheint mir wichtig,  
darauf hinzuweisen, dass Unfreiheit  
immer die Folge innerer Feigheit und Passivität ist,  
das Resultat fehlender Entschlusskraft  
zu einer eigenen, der Stimme des Gewissens  
entsprechenden Willensäußerung.  
ANDREJ TARKOWSKIJ

The most common way people give up  
their power is by thinking they don't have any.  
ALICE WALKER



# Inhalt

## Vorwort

Warum ich dieses Buch geschrieben habe 13

## Teil 1

Den Eisernen Vorhang einreißen –

Wie ich den Zusammenbruch der DDR erlebte 17

Die erste Mauer fällt 19

Alltag in der DDR vor der Wende 24

Nabelschnüre in den Westen 24 · Nicht so einfach – Berufswahl in der DDR 25 · Studieren unter besonderen Bedingungen 34 ·

Lachen war systemgefährdend 36 · Wer uns spalten kann, gewinnt 39 · *Clara Mosch* – Kunst als Staatsgefahr 41 · Systematische Zersetzung – alte Praktiken funktionieren immer noch 44 · Zur Wende als Grenzsoldat am Bahnhof Friedrichstraße 46

Empörung ist ein kraftvoller Treiber 55

Die Zeit der Zurückhaltung ist vorbei 55 · Eine Reise ins Wunderland fällt ins Wasser 62 · Paragraf 213 und ein Unfall mit Folgen 70 · Vernetzung und Kommunikation ohne Internet 81 · Die Rhetorik der Mächtigen gegen sie verwendet 96 · Freiheiten muss man nicht nur erkämpfen, sondern auch verteidigen 102

## Teil 2

### Gläserne Decken einreißen – für wirkliche Geschlechtergerechtigkeit 111

#### Numbers talk: Frauen stoßen an gläserne Decken 113

Die Faktenlage ist eindeutig 113 · Management ist eine Männerdomäne 114 · Chancengleichheit in der Wissenschaft? Fehlangeige! 115 · Die Bundesregierung ist ein schlechtes Vorbild 118 · In der öffentlichen Wirtschaft sind gläserne Decken besonders dick 121 · Gleicher Lohn für gleichwertige Arbeit? Schön wär's. 122

#### Ursachenforschung: Was sind die Bausteine gläserner Decken? 124

Old Boys haben immer noch das Sagen 124 · Die Macht der Stereotype 129 · Qual der Wahl – Karriere oder Partner? 148 · Freie Wahl für Eltern – ein fernes Ziel 153

#### Weg mit den Glasbausteinen! Konkrete Schritte zur Veränderung 162

Warum nicht nur Frauen von Gleichberechtigung profitieren 162 · Was wir von der DDR lernen könnten 169 · Rechte erfolgreich erstreiten 176 · Geschlechtergerecht in Wirtschaft und Gesellschaft 196

#### Geschlechtergerechtigkeit – weil jeder Einzelfall zählt 200

## Teil 3

### Hierarchien einreißen – wie Demokratie auf Augenhöhe funktioniert 203

Volk und Regierung – ein zerrüttetes Verhältnis 205

Das Volk traut der Regierung nicht 208

Nebeneinkünfte, Spenden und Sponsoring – intransparente Geldquellen 208 · Noch mehr Geld – Parteien als Selbstbedienungsladen für die politische Klasse 216 · Lobbyismus – die unsichtbare Unterwanderung der Legislative 221 · Fraktionszwang und Ochsentour – wie der herrschende Politikbetrieb falsche Eigenschaften fördert 224 · Informationen hinter verschlossenen Türen – Verwaltung als Blackbox 233 · Open Data allerorten, nur kaum bei uns in Deutschland 242 · Informationszugang durch Abgeordnete – BERwatch made by Piraten Berlin 251 · Transparenz von unten – Leaken als Kulturtechnik der digitalen Gesellschaft 253 · Bürgerbeteiligung als Feigenblatt 262 · Auch ungefragt mischen wir uns ein 264 · Selbst ist die Bürgerin – wenn das Volk Gesetze schreibt 268 · Die Lieblingsausreden der Verwaltung gegen Open Government 270

Die Regierung traut dem Volke nicht – Die gläsernen Bürger 272

Die zwei Überwachungsstaaten vor der Zeit des Mauerfalls 272 · Du und ich – mit Internet und Handy sind wir potenzielle Terroristen, Betrüger, Päderasten 274 · Gefährliche Wörter – wie unsere Kommunikation uns verdächtig macht 279 · Anonym demonstrieren? Ein Verfassungsrecht verflüchtigt sich 281 · Privatsphäre war gestern – Datensammelwut durch deutsche Behörden 283 · Der gläserne Weltbürger – ausländische Geheimdienste durchleuchten uns 287 · Sicherheit auf Kosten der Freiheit – geht die Rechnung auf? 296

Barrieren einreißen – eine Vision für Demokratie auf Augenhöhe 302

Vertrauen schaffen durch Transparenz – her mit dem »gläsernen Staat« 302 · Informationen müssen frei sein – von der Holschuld zur

Bringschuld 303 · Die gläserne Verwaltung – auch Bürokratie muss durchschaubar werden 308 · Das gläserne Parlament – ein Mittel gegen Politikverdrossenheit 311 · Wer Vertrauen wünscht, muss selbst vertrauen – weg vom gläsernen Bürger 315 · Bürgerbeteiligung auf Augenhöhe – Anspruch in der Demokratie 2.0 319 · Liquid-Friesland – ein neues Werkzeug vereinfacht Beteiligung 328 · Bessere Gesetze gemeinsam schreiben 332

Nachwort: Empört euch, aber gestaltet auch mit! 337

Dank 345

**Anhang** 347

Anmerkungen 349

## Vorwort

### Warum ich dieses Buch geschrieben habe

Ich bin in der DDR aufgewachsen, ich bin eine Frau, und ich bin ein politisch denkender und engagierter Mensch. Drei Gründe, warum ich in meinem Leben schon gegen allerlei Mauern angekratzt bin – Mauern, die uns als Individuen und als Gesellschaft im Fortschritt behindern. Ich habe aber auch schon die eine oder andere Mauer (mit) eingerissen und möchte diese prägende Erfahrung mit meinen Leserinnen und Lesern teilen, vor allem jedoch die Erkenntnis, dass es immer Grund zur Hoffnung gibt, auch da, wo es auf den ersten Blick nicht danach aussieht.

Darum ist dies ein persönliches Buch geworden – es enthält viele eigene Erlebnisse, vor und nach dem Mauerfall, aber auch meine Überzeugungen, wie wir unsere Gegenwart und Zukunft gestalten sollten.

Dieses Buch möchte auch Antworten geben auf Fragen, die mir immer wieder gestellt werden, wenn ich bei Vorträgen oder Workshops über mein Leben oder die Themen, die mir wichtig sind, spreche und dazu viele kleine Geschichten erzähle. Es lag wohl auch an diesen Geschichten, dass ich in den letzten Jahren immer häufiger gebeten wurde, doch ein Buch zu schreiben. Ich schreibe sehr gern, hin und wieder auch für Medien, meist sind das aber Fachartikel, vor allem über transparente Politik und Verwaltung.

Doch ein Buch, noch dazu ein sehr persönliches – das ist etwas anderes, dafür braucht es mehr Zeit, mehr Muße und mehr Mut. Es ist ein Unterschied, ob man ganz neutral über die Forderung nach mehr Chancengleichheit in deutschen Führungsetagen schreibt oder über eigene, teils haarsträubende Erlebnisse, die man als Frau und Mutter in deutschen Führungsetagen aushal-

ten musste. Das heißt dann auch, über Beziehungen zu schreiben, über die eigene Familie, über Freundschaften, über Gutes daran und über Schwieriges. Wer aber über Persönliches schreibt, gibt viel von sich preis. Das macht verletzbar und ist ein Risiko.

Im Herbst 2012 verfasste ich für die *FAZ* schon einmal einen persönlichen Text: Ich schrieb über den Wende-Film *Der Turm* und spannte darin einen Bogen zu meinem Leben und dem meiner Familie. Zu dieser Zeit war ich schon seit Monaten im Gespräch mit dem Heyne Verlag, die Buchidee war bereits konkreter geworden. Die außerordentlich positive Resonanz auf den *FAZ*-Artikel gab mir dann den letzten Push. Ich wagte das Risiko, mich, mein Leben und meine Vergangenheit transparenter und damit auch angreifbarer zu machen. Ich möchte so einen Beitrag leisten für den überfälligen kulturellen Wandel hin zu einer offenen, partizipativen und geschlechtergerechten Gesellschaft.

Dieses Buch enthält viel Autobiografisches und Erlebnisse Dritter sowie zugleich Erkenntnisse aus Studien und Forschung, weil ich glaube, dass genau diese Kombination meinen Leserinnen und Lesern hilft, scheinbar individuelle Probleme zu erkennen als Probleme, die strukturelle und gesellschaftliche Ursachen haben und weit über den Einzelfall hinausgehend relevant sind. Auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes verbunden mit Erlebtem lassen sich auch Lösungsideen überzeugender vermitteln.

Aber worum soll es konkret gehen? Wie eingangs beschrieben, möchte ich vor allem Fragen beantworten. Sie betreffen zum Ersten meine Biografie:

Wie war denn das Leben in der DDR? Hatten Sie Kontakt mit der Stasi? Wie haben Sie den Mauerfall erlebt? Wie haben Sie als Ostfrau den Westen erlebt?

Andere Fragen befassen sich mit meiner Forderung nach mehr Geschlechtergerechtigkeit, nach dem Einreißen gläserner Decken, die Frauen am beruflichen Fortschritt behindern, zum Beispiel: Wieso fordern Sie mehr Frauen in Führungspositionen, man kann doch Frauen, die keinen Bock auf Karriere haben, nicht dazu zwin-

gen? Wozu ist die Quote gut, und ist das nicht eine neue Diskriminierung von Männern? Warum ist im Osten Deutschlands der Anteil von Frauen im Management viel höher, aber der Gehaltsunterschied viel kleiner als im Westen? Ergreifen Frauen nicht selbst die falschen Berufe und landen deshalb im Niedriglohnsektor und auf dem Abstellgleis? Wie haben Sie es geschafft, in einem männerdominierten Umfeld Karriere zu machen – trotz Kind? Wie können alle Frauen die gläsernen Decken durchbrechen?

Und schließlich gibt es häufig Fragen zu meinem zweiten Spezialthema, der Forderung nach einer Öffnung des Staates, nach dem Einreißen von Barrieren, die wir heute zwischen Staat und BürgerInnen jeden Tag beobachten können: Welche Ursachen haben sie, und wie kann Transparenz und mehr Bürgerbeteiligung daran etwas ändern? Bedeutet mehr Bürgerbeteiligung nicht die Abschaffung der repräsentativen Demokratie? Wie können Bürgerinnen und Bürger sich mehr einmischen und mehr Rechte erhalten? Wie sieht ein Politikstil aus, der zukunftsfähig ist? Was bedeutet es für das Verhältnis von Bürgern und Staat, wenn Bürger einen gläsernen Staat wollen, aber nicht bekommen, und andererseits der Staat aus uns gläserne Bürger machen möchte und seit Jahren am Ausbau der Massenüberwachung arbeitet? Welche Gefahren liegen in der Nutzung der Werkzeuge eines totalitären Staates für die Demokratie, und wie kann man sie bannen?

Über alle Themen hinweg war für mich die Mutter aller Fragen jedoch stets die folgende: Warum lohnt es sich immer, für die eigenen Ziele zu kämpfen, selbst wenn die Chancen auf die erhoffte Veränderung gering scheinen? Wie nährt man Hoffnung und Energie auch in aussichtslos scheinenden Fällen?

Wenn Sie sich für die Antworten auf all diese Fragen interessieren, freue ich mich sehr, denn dieses Buch habe ich geschrieben, um andere dafür zu begeistern, Mauern und Barrieren einzureißen.

*Viel Spaß beim Lesen,  
Anke Domscheit-Berg*



# **Teil 1**

**Den Eisernen Vorhang einreißen –  
Wie ich den Zusammenbruch der DDR erlebte**



## Die erste Mauer fällt

Als in Berlin die Mauer fiel, war ich 21 Jahre alt. Ich studierte Textilkunst in Schneeberg/Erzgebirge und wohnte in einem Studentenwohnheim im nahe gelegenen Schlema, das einmal eine Unterkunft für Bergarbeiter des Uranbergbaus der Wismut war. Von den 2000 Becquerel im Wohnheim merkten wir nichts. An die hässlichen Halden, die die Gegend verunstalteten, hatten wir uns längst gewöhnt. Genauso wie an die Unisextoiletten, durch die hin und wieder eine Ratte rannte, die Gemeinschaftsküche, die so aussah, wie Gemeinschaftsküchen aussehen, wenn sie sich 35 Studenten teilen müssen, oder die geöffneten Briefe, die der Hausmeister vom Wohnheimschließfach in der Post holte und in unsere Fächer verteilte.

Vertraulichkeit war ein seltenes Gut in der DDR. Unser einziges Telefon befand sich im Erdgeschoss der zweistöckigen Baracke, am Ende eines Ganges, im einzigen Gemeinschaftsraum. Er war völlig leer und diente uns entweder für Partyzwecke oder einmal in der Woche als Studio für das Aktzeichnen. Dieses Telefon klingelte selten, und wenn, dann lange, bis sich irgendjemand erbarmte, den Hörer abnahm und auf die Suche nach der Angerufenen ging – der Anruf war ja fast nie für einen selbst. Wir konnten nur angerufen werden, selber anrufen ging nicht. Dafür mussten wir zu einer Telefonzelle laufen.

Am Abend des 9. November 1989 malte ich Selbstporträts für das Fach Naturstudium, nebenbei lief das Radio, und zu jeder vollen Stunde kamen die Nachrichten. Bei den Abendnachrichten trocknete mir die Farbe am Pinsel – diese Meldung konnte nicht wahr sein! Eine Stunde später saß ich vor dem Radiorekorder, hatte schon eine Audiokassette eingelegt und drückte auf Aufnahme.

Ich wollte einen Beweis dafür, dass die DDR-Nachrichten wirklich von freiem Grenzübertritt für jeden DDR-Bürger gesprochen hatten – nur falls es später mal als Versehen deklariert worden wäre. Diese Aufnahme habe ich später immer wieder angehört.

An diesem Abend hätte ich so gern jemanden angerufen und vor allem mit meinen Eltern gesprochen. Meine Mitbewohnerinnen waren nicht da, ich platzte vor Mitteilungsbedürfnis. Doch mal war die Telefonzelle besetzt, mal das Telefon meiner Eltern. Meine Gefühle an diesem ersten Abend der Grenzöffnung waren durchaus ambivalent. Reisefreiheit! Das war großartig! Aber gleichzeitig sah ich darin das Aus für die große Vision eines demokratischen Sozialismus. Dafür hätte es weiterhin massiven Druck auf der Straße gebraucht, Montagsdemos mit Tausenden von Menschen, wie es sie in den vergangenen Wochen und Monaten gegeben hatte. In den eigenwilligen Selbstporträts, die ich an jenem Abend des 9. November schuf, drückte sich auch meine Enttäuschung über das frühe Ende der Revolution aus.

Es war ja klar, was Heike DDR-Bürgerin jetzt am meisten interessierte: eine Reise in den Westen. Gucken, wie es drüben ist. Sich freuen über die neue Freiheit. Sie auskosten. Ich war da keine Ausnahme. Der nächste Tag war nur noch Enthusiasmus und die Erkenntnis von etwas viel Größerem. Als ich um Mitternacht dieses historischen Tages in mein Tagebuch schrieb, mischten sich bedrückende Gedanken wegen der nun noch stärkeren Massenflicht mit der Begeisterung über die Reisefreiheit – und es stellte sich mir zum ersten Mal die Frage, wer sich diese Freiheit eigentlich ökonomisch leisten kann. Mir wurde klar, dass eine offene Grenze noch lange nicht heißt, dass man überall, wo man hinmöchte, auch hinfahren kann.

Davon, dass sogar die Mauer noch in dieser Nacht gefallen war, hatte ich jedoch nichts mitbekommen. Die aufgeregten Stakkatosätze, die ich in der Nacht vom 9. auf den 10. November in mein Tagebuch schrieb, zeugten von Freude, aber auch Trauer und von der ungläubigen Begeisterung, dass man von nun an mit nur ein

bis drei Wochen Antragsfrist *ohne Grund* in den Westen fahren durfte. Ausreisen sollten sogar innerhalb von 24 Stunden möglich sein. Ich beklagte die vielen Ausreisenden, die jede Stunde unser Land verließen. Zum ersten Mal schrieb ich auch davon, gerade Zeitgeschichte zu erleben. In dieser Nacht beschloss ich, eine Studienunterbrechung zu beantragen, um in der Produktion oder im Gesundheitswesen auszuhelfen, weil alles überall zusammenbrach, weil überall die Leute abhauten in den Westen. Ich fing an zu träumen, wo ich überall hinwollte, zu Freunden in die USA, nach Frankreich oder nach Tunesien. Ich schrieb als letzten Satz: »Ich habe Sehnsucht, überallhin, um wiederzukommen.«

Am Morgen des 10. November strahlte mich im Gemeinschaftsbad ein Kommilitone an: »Na, was sagst du zu unserem Sieg?« Ich wusste nicht, was er meinte, und hörte erst von ihm, dass Menschen einfach so über die Grenze gehen. Ich nenne es »Mauerschwind« in meinem Tagebuch, in dem ich am 13. November mein erstes freies Wochenende beschrieb (alle im Folgenden mit\* markierten Namen habe ich geändert):

Tagebuch, Montag, den 13.11.89, 11:15 Uhr, Hauptbahnhof  
Ich fass es noch gar nicht, vor 1 Stunde genau setzte ich mich in die S-Bahn Charlottenburg ... kam von der Rikki, wo ich ein Wochenende gelebt hatte. Ein so volles. Wahnsinn, unbeschreiblich, Herrgott, gib mir Worte, das Maß an Emotion auszudrücken – unmöglich. Versuchen? [...]

Ich renne zum Radio und höre es selbst, jeder darf rüber, wie er will. Unfassbar. Ich bin mit Gerlinde\* gleich zur Polizei und in 1 Stunde hatten wir das Visum. Der Tag war gelaufen. Kein Fatz Entwurf gemacht. Frühstück mit Gerlinde gefeiert, ein Likörchen getrunken. Angerufen zu Hause und die Eltern zur Polizei geschickt. Kunstgeschichte geschwänzt und heimgefahren. Am Samstag früh mit Auto los zum neuen Übergang Bernauer Straße – Brunnenstraße, der Vater drängelte sich rein, wir standen 1 Stunde, die Schlange war endlos, es

ging ständig vorwärts. Nur Ausweis hochhalten. Ringsherum aufgebrochene Mauern, Bauarbeiter, Grenzer. Ich strahle einen an – auch die freuen sich jetzt, trotz Stress. Auf der Mauer saßen Westberliner Jugendliche, klatschten und winkten, mir standen auch Tränen in den Augen. Überall die Westberliner, lachend, winkend, X Fernseh-teams (vielleicht sah mich Melinda\* [meine amerikanische Brieffreundin]). Eine Frau verteilte Nimm2, andere Rosen, weiß und rot, Kaiser verteilte Kaiserkaffee und Schokolade – wir suchten einen Bus und fuhren dann per S-Bahn zur Rikki. Mittags waren wir da. Ein Taumel, so viele Leute. Schon die Busse sind viel schöner, die Mauer so bunt, »sauer macht lustig, Mauer macht frustig«, schöne Sprüche überall. [...] Die Zeit verrennt. Die Eltern fuhren dann heim, ich schaute mit Rikki noch Landkarten an. Melinda wohnt nördlich von New York, gar nicht so weit. Boston ist auch in der Nähe. [...] Ich freue mich so auf die Reise! Padua ist ganz dicht bei Venedig – ein Traum! In Amsterdam habe ich sogar die Helmerstraat von W. entdeckt, eine lange Straße. Amsterdam macht einen feinen Eindruck. [...] Ich wollte ja schon gestern Abend nach Leipzig kommen, komme ich eben heute. [...] Zur Demo schaffe ich es noch. Heute Abend wollen wir feten.

Am 11. November um 11.11 Uhr hatten wir die Mauer mit Tausenden anderen passiert, es war ein einziges Gewühl. Ich habe noch nie so viele Menschen so glücklich gesehen! Free Hugs gab es überall, aber auch Sekt und Gummibärchen.

Die Filmemacherin Rikki Kalbe, von der in meinem Tagebuch die Rede ist und die wir besuchten, war eine Freundin meiner Mutter, die in Charlottenburg wohnte. Meine Eltern fuhren abends nach unserem ersten italienischen Essen zurück, ich blieb zwei Tage, machte Pläne und saugte Eindrücke auf wie ein Schwamm, insbesondere aber dieses Gefühl des Zusammengehörens und der gemeinsamen Euphorie. In einem kleinen Schuhladen auf dem Kurfürstendamm hatte eine Verkäuferin Blechkuchen und Kaffee für die Osis hingestellt. Die ganze Nacht habe sie gebacken, meinte sie glückstrahlend und bot mir Kuchen an. Ich freute mich

sehr, aber fand es zugleich seltsam, dass man mir offenbar ansah, dass ich aus der DDR kam. Vielleicht war es ja der Blick. Wie die meisten Osis bin ich mit dem Entdeckerblick kleiner Kinder durch Westberlin gelaufen, habe auf jedem Quadratzentimeter Überraschungen erlebt und über die kleinsten Dinge gestaunt. Besonders bemerkenswert war zum Beispiel ein türkischer Gemüsestand, in dem es im November nicht nur alle möglichen mir bekannten Obstsorten jenseits der Saison gab, sondern auch seltsame Früchte, die wie kleine runde Tiere aussahen, weil sie ein Fell hatten oder Stacheln.

Am frühen Abend stand ich mit meiner Mutter auf der Mauer hinter dem Brandenburger Tor. Jemand hatte ein Bettgestell oder ein Stück Zaun an die Mauer gelehnt, das wir als Leiter benutzten. Von unten schob man uns, und von oben zogen uns viele Hände hoch. Da oben, mit Hunderten anderer euphorisierter Menschen auf der Mauer stehend, habe ich es zum ersten Mal verstanden: Die Mauer ist weg. Wir haben gewonnen! Wir sind frei!

Es gab auch keinen Zweifel daran, dass es nie wieder, nie wieder so werden würde wie früher. Uns sperrt nie wieder einer ein! Dieses Gefühl plötzlich unbegrenzter Freiheit habe ich in mir bewahrt. Die Erinnerung an diesen Abend kann ich inzwischen jederzeit wiederbeleben. Ich brauche diese Erinnerung als Energiequelle, wenn ich scheinbar aussichtslose Ziele verfolge. Es ist das Kostbarste, was ich aus der Zeit der DDR mitgenommen habe: die Erkenntnis, dass es aussichtslose Ziele nicht gibt.

## Alltag in der DDR vor der Wende

### Nabelschnüre in den Westen

Die Freiheit in der DDR war so ein aussichtsloses Ziel für mich. Aber für die Erkenntnis, dass ich in einem Land lebe, das zensiert, einsperrt, bevormundet, überwacht und bedroht, habe ich Jahre gebraucht. Nur langsam lernte ich seine Schattenseiten kennen. Langsam bekam ich Angst. Langsam entwickelte sich der Widerstand – trotz Angst, trotz Aussichtslosigkeit.

Als 1961 die Mauer gebaut wurde, war ich noch sieben Jahre lang nicht auf der Welt. Die gesamte Familie meiner Mutter lebte im Westen, ihr Bruder war Lehrer in Kiel, alle anderen lebten in Schwaben. Meine Mutter hatte in Leipzig Germanistik und Kunstgeschichte studiert, dort gab es die besten Professoren – und auf einmal eine unüberwindliche Grenze. Meine Oma aus Stuttgart habe ich dreimal gesehen, meine Mutter durfte sie nicht einmal auf dem Sterbebett besuchen. Trotzdem waren wir privilegiert durch Westpakete, die vor allem in der Vorweihnachtszeit ungewohnte Gerüche im ganzen Haus verbreiteten. Orangeat, Kaffee, Schokolade – diese Pakete waren der reinste Luxus für alle Sinne. Sogar Radiergummis hatten Kaugummigeruch.

Aber durch Westkontakte lernte man auch einige andere Seiten der DDR eher kennen. Briefe erreichten uns geöffnet. Nicht alle Pakete mit der obligatorischen Aufschrift »Geschenksendung, keine Handelsware« kamen an. In der Telefonleitung knackte es seltsam, und vermutlich hatte das keine technischen Gründe. Die Stasi hörte mit. Wahrscheinlich immer, jedenfalls haben wir immer damit gerechnet. Manchmal erwähnte ich die vermuteten Abhörer sogar explizit, wenn es wieder einmal verdächtige Geräusche gab: »Da knackt wieder die Stasi mit den Fingern, pass auf, was du sagst.«

Immerhin *hatten* wir ein Telefon – das Privileg meines Vaters,

der Arzt war und Bereitschaftsdienst hatte. Aber einfach mal die Oma oder den Onkel im Westen anrufen, das ging nicht. West-Ost-Telefonate musste man anmelden und dann darauf hoffen, dass die Verbindung innerhalb der nächsten 24 Stunden zustande kam. Also 24 Stunden nicht das Haus verlassen, immer auf den Anruf lauern, in die Speisekammer, in den Keller nur rennen, die Dusche verschieben, keine Zeitung auf dem Klo lesen. Wenn der Anruf nicht kam, dann hatte es halt nicht geklappt, dann musste man erneut einen Anruf anmelden.

## Nicht so einfach – Berufswahl in der DDR

Ernster wurde es jedoch, als ich in die 11. Klasse der Erweiterten Oberschule (EOS) in Strausberg ging. Ich liebte Fremdsprachen, sprach Russisch und Englisch fließend, aber mein Herz schlug für die romanischen Sprachen. Ich hatte, unterstützt durch eine großartige Lehrerin, Französisch gelernt, mir etwas Spanisch selbst beigebracht und träumte nun davon, an der Humboldt-Universität in Berlin Romanistik zu studieren. Dort stellte ich mich vor und wurde gründlich desillusioniert. An der EOS hatte man mir noch erzählt, mit einem Einserabitur könnte ich praktisch alles studieren. Die Wahrheit in der DDR sah anders aus. An der Humboldt-Uni bekam ich in etwa Folgendes zu hören: »Romanistik? Das bilden wir im nächsten Jahr gar nicht aus, ist nicht im Plan, da werden gerade keine gebraucht. Dolmetscherstudium? Das gibt's zwar, aber die Sprachen stehen erst nach Studienbeginn fest, da kann man nichts wählen, und romanische Sprachen kommen da bestimmt keine dran. Am wahrscheinlichsten sind wohl Englisch und Chinesisch, da gibt's eine Mangelversorgung. Haben Sie Westverwandtschaft? Einen Onkel? Hm. Bei Sprachen des kapitalistischen Wirtschaftsraumes ist das ein Hinderungsgrund. Aber Sie könnten dieses Formular hier unterschreiben, in dem Sie sich von Ihrer Verwandtschaft lossagen und versichern, jeglichen Kon-

takt für immer abzubrechen. Dann wäre das möglich. Aber Sie dürfen dann auch nie zu Ihren Eltern fahren, wenn dort Westbesuch ist, keine Anrufe, keine Briefe, nichts. Überlegen Sie es sich.«

Ich habe es mir überlegt, ungefähr eine halbe Sekunde lang. Wieder einmal war ein Schleier gefallen, der mich das wahre Gesicht der DDR besser erkennen ließ. Es war mein Land, und ich liebte es für viele Dinge. Aber ich hasste die Unfreiheit, die Restriktionen und die Überwachung. Ich hasste Vorschriften wie die gegen meine Westverwandtschaft. Ein anderes Studienziel musste her. Niemals würde ich so ein Papier unterschreiben.

Für die Studienlenkung an der EOS war längst klar, was ich studieren sollte. Mit besten Noten in allen naturwissenschaftlichen Fächern schien ich ideal geeignet, den eklatanten Mangel an Informatikern decken zu helfen. Verschiedenste Gespräche mit den Agitatoren hatten nur dieses eine Ziel – mich zum Informatikstudium zu bewegen. Dazu hatte ich keine Lust. Es war 1985, coole IT war mir noch nicht begegnet, nicht einen einzigen Computer hatte ich bis dahin gesehen. Physik war eines meiner Lieblingsfächer, aber mein Physiklehrer riet mir schweren Herzens davon ab – ich sei die beste Physikschülerin, die er je hatte, aber die besten Physiktalente, die würde man in der DDR ins Atomprogramm stecken. Wenn mir das egal sei, dann könne ich es ja machen. Wenn das für mich nicht infrage komme, solle ich mir lieber etwas anderes überlegen. Ich weiß nicht, ob seine Annahme stimmte, aber er war ein kritischer Geist und hatte häufig Insiderwissen. Auf Atomwaffen und AKWs hatte ich keine Lust. Mir war gerade am allermeisten nach einem Beruf mit maximaler Freiheit und minimalen Vorschriften. Die Enge der DDR fing an, mich immer stärker zu stören.

Als Kunstwissenschaftlerin war meine Mutter im Bezirk Frankfurt/Oder zuständig für die angewandten Künstler. Wenn die lokalen Keramikerinnen, Holzkünstler oder Textilstalterinnen eine Ausstellung hatten, dann schrieb meine Mutter dazu die Katalogtexte oder Rezensionen für Zeitungen und hielt die Eröffnungsreden in den Galerien. Viele dieser Künstler lebten im Oderbruch, in

alten Bauernhöfen, wie Anka Goll, die in Güstebieser Loose, ein paar Meter von der Oder entfernt, noch heute einzigartige Kunstwerke aus Keramik erschafft und aus deren Atelier auch einige Bilder stammen, die heute als Lieblingsbilder bei uns zu Hause an der Wand hängen. Für ihre Arbeit musste meine Mutter die Künstler in ihren Ateliers besuchen. Während meiner ganzen Kindheit und Jugend waren diese Besuche immer ein besonderes Vergnügen. Wir zwei Töchter begleiteten meine Mutter oft, und auf uns beide haben diese Besuche lebensverändernd gewirkt. Meine Schwester liebte es, schöne Dinge entstehen zu sehen, und wurde später Goldschmiedemeisterin. Noch heute trage ich ausschließlich den wunderschönen Schmuck meiner Schwester.

Auch mich haben das schöpferische Gestalten und der Entstehungsprozess eigener Kunstwerke fasziniert. Selbst etwas Neues erschaffen, das hat etwas Göttliches, und wenn es gelingt, macht es glücklich. Aber mindestens genauso wie die Kreativität und das Gestalten beeindruckte mich damals die in meinen Augen absolute Freiheit der Künstler. In ihren abgeschiedenen Höfen konnten sie im Grunde machen, was sie wollten. Es gab keine Chefs, keine festen Arbeitszeiten, keine Urlaubsregelungen. Die meisten Künstler, die wir besuchten, lebten von der Hand in den Mund, aber offensichtlich frei und unabhängig. Der Verband der Kunst sorgte für regelmäßige Einnahmen. Es verhungerte keiner, auch ohne Taxifahren.

Diese Freiheit war natürlich relativ, denn allzu kritisch durfte Kunst nicht sein. Aber aufsässige Keramikunst oder Schmuckgestaltung sind selten, wenn auch nicht ganz ausgeschlossen. In Fürstenwalde staunten wir einmal nicht schlecht, als sogar in einer öffentlichen Galerie auf einem Tisch jede Menge kleiner, blau-weiß gestreifter Keramikschweine in Sparschweingröße ihre Nasen durch einen Zaun nach draußen streckten oder deprimiert in der Erde wühlten. Brisant wurde diese kleine Installation durch die vielen fantasievoll und bunt gestalteten Keramikschweine, die außerhalb des Zauns in Freiheit herumtollten. Jeder Betrachter



Anke Domscheit-Berg

## **Mauern einreißen!**

Weil ich glaube, dass wir die Welt verändern können

ORIGINALAUSGABE

Gebundenes Buch mit Schutzumschlag, 384 Seiten, 13,5 x 21,5 cm  
ISBN: 978-3-453-20042-5

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2014

Keine Mauer ist so stark, dass man sie nicht einreißen kann

Anke Domscheit-Berg ist Spezialistin – für Mauern und wie man sie einreißt: Sie wuchs in der DDR auf und begann früh, die Unfreiheit zu hassen. Als Führungskraft und Unternehmerin kämpft sie seit rund 15 Jahren gegen die gläsernen Decken, an die Frauen auf der Karriereleiter nach wie vor stoßen. Als Netzaktivistin setzt sie sich ein für mehr Transparenz und Mitbestimmung in Wirtschaft und Politik. Ihr Buch ist realistisch und optimistisch zugleich und wird alle voranbringen, die von einer solidarischen, freien Gesellschaft ohne Grenzen träumen.

Mauern schützen – jedoch nur eine privilegierte Minderheit, zum Beispiel SED-Parteibonzen vor dem Freiheitswillen ihres Volks, Wirtschaftsbosse vor begabten Frauen oder machtbesessene Politiker vor den Interessen ihrer Wähler. Die allermeisten Menschen jedoch haben von jeder Art Begrenzung nur Nachteile. Aber auch die dicksten Bollwerke sind nicht uneinnehmbar, diese Erfahrung hat Anke Domscheit-Berg immer wieder gemacht. Sie hat viel davon zu erzählen, wie man Hindernisse und Barrieren beseitigt: Sie setzt sich ein für eine Zivilgesellschaft, in der Frauen die gleichen Chancen haben wie Männer, in der das Internet dazu dient, Informationen allen Menschen zugänglich zu machen, und in der Politiker und Bürger auf Augenhöhe um zukunftsfähige Lösungen ringen. Ein kämpferisches und leidenschaftliches Buch, das deutlich macht, dass Gerechtigkeit, Transparenz und Solidarität nicht nur politisch, sondern auch (volks-)wirtschaftlich ohne Alternative sind.

 [Der Titel im Katalog](#)